

Rudolf Richter

Studium und Lehre
der Wirtschafts-
wissenschaften:
Westdeutschland
nach 1945



Mohr Siebeck

Rudolf Richter

Studium und Lehre der Wirtschaftswissenschaften:
Westdeutschland nach 1945



Rudolf Richter

Studium und Lehre der
Wirtschaftswissenschaften:
Westdeutschland nach 1945

Erlebnisse und Gedanken
eines ehemaligen Ordinarius
für Volkswirtschaftslehre

Mohr Siebeck

Rudolf Richter, geboren 1926; 1964–94 o. Professor für Nationalökonomie, insbes. Wirtschaftstheorie an der Universität des Saarlandes; seit 1994 Professor emeritus.

ISBN 978-3-16-155667-8 / eISBN 978-3-16-155668-5
DOI 10.1628/978-3-16-155668-5

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohrsiebeck.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Gulde Druck in Tübingen in der Stempel Garamond gesetzt, auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

Printed in Germany

*Dem Andenken meiner Eltern –
sie trugen die größte Last meiner Berufswahl*

Arno Martin Richter
(1895–1950)
Leipzig

Louise Hermine Sophie Richter, geb. Schlegelmilch
(1889–1954)
St. Petersburg, Riga, Berlin, Leipzig, Offenbach/Glan

VORBEMERKUNG

Vor der Novellierung des Hochschulrahmengesetzes 1976 nannte man einen Lehrstuhlinhaber „Ordinarius“ oder „ordentlichen“ Professor. Im Zuge der Revolte gegen die „Ordinarienuniversität“ ab 1968 wurde den Ordinarien ein wichtiger Teil ihrer Rechte genommen, doch ihre Pflichten als Lehrstuhlinhaber und akademische Lehrer blieben bestehen. Der Dienstgrad „Ordinarius“ oder „ordentlicher“ Professor wird heute im Hochschulrecht nicht mehr verwendet und gilt als veraltet. Wer noch zum Ordinarius ernannt worden ist, behält zwar seinen Dienstgrad, wird aber – jedenfalls an der Universität des Saarlandes – gebeten, ihn universitätsintern nicht mehr zu benutzen. Lehrstuhlinhaber hießen zunächst im Saarländischen Universitätsgesetz vom 7. Juli 1971, § 52 „Professoren auf Lebenszeit“ und danach im Gesetz Nr. 1905 zur Neuregelung des Saarländischen Hochschulrechts vom 30. November 2016 § 40 (7) „Universitätsprofessorin“/„Universitätsprofessor“ (zur Geschichte der Revolte gegen die Ordinarienuniversität hat Anne Rohstock 2010 eine Dissertation vorgelegt mit einem Literaturverzeichnis von 27 Druckseiten hauptsächlich westdeutsche Universitäten behandelnder Publikationen).

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|-----|
| Vorbemerkung | VII |
| Kapitel I: Studienjahre 1946–1961 | 1 |
| Kapitel II: Dienstjahre 1961–1994. | 44 |
| Kapitel III: Jahre als „Emeritus“ | 125 |
| Nachgedanken: Mein Schwenk zur Neuen Institutionenökonomik. | 142 |
| Unveröffentlichte Teile meiner Vorlesungen bzw. Vorträge | 150 |
| Anhänge A _I –A _V | 151 |
| Literaturverzeichnis | 171 |

Für Zuspruch und Kritik danke ich (in zeitlicher Reihenfolge) Stephan Weth (Saarbrücken), Stephanie Warnke-De Nobili (Tübingen), Patrick von Loewis (Saarbrücken), Christoph Engel (Bonn), Georg Ress (Saarbrücken), David Bruder (Konstanz).

KAPITEL I

Studienjahre 1946–1961

In Kapitel I berichte ich in knapper Form über meine Studienjahre 1946–1961: Mein Diplomstudium, die Zeit als Doktorand und Habilitand, das erste Jahr als Privatdozent an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität in Frankfurt am Main, meine ebenfalls zur Studienzeit zu rechnenden Jahre als Rockefeller Fellow in den USA 1954 und als Visiting Assistant Professor an der University of Minnesota, USA 1957/58 sowie meine Restzeit als „Nichtordinarius“ in Frankfurt bis zu meiner Ernennung zum Ordinarius auf einen Lehrstuhl an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im August 1961. Das sind im Ganzen 15 Studienjahre. Dass ich mein Studium ausgerechnet mit dem von mir ungeliebten Fach Betriebswirtschaftslehre begann, hatte wirtschaftliche Gründe.

Im Februar 1944 wurde ich zu den üblichen drei Monaten Reichsarbeitsdienst eingezogen. Anschließend kam ich zur Artillerie-Beobachtungsabteilung 4 (B4) der Deutschen Wehrmacht in Meißen, deren Kasernengebäude bis zum Treppengeländer den sorgfältig erhaltenen Kasernengebäuden der Universität des Saarlandes gleichen, in denen ich später mein Leben verbringen sollte. Aufgrund der neuen Rechtslage nach dem Krieg reichte mein Leipziger Reifezeugnis nicht mehr für die Zulassung zum Studium an einer Universität aus. Ich musste eine Ergän-

zungsprüfung an einem deutschen Gymnasium ablegen. Diese „Abschlussprüfung des Übergangskurses für die Zulassung zum Studium“ machte ich am Leopoldinum in Detmold, nachdem ich mich Ende 1945 auf abenteuerliche Weise in den Westen „abgesetzt“ hatte. Jetzt konnte die Suche nach einem Studienplatz beginnen. Dabei konkurrierte ich mit zehn bis zwölf Kriegsheimkehrer-Jahrgängen. Trotz erheblicher Kriegsverluste und der vielen noch nicht heimgekehrten Kriegsgefangenen waren das schätzungsweise 70–90 000 Studieninteressenten.¹ Ich klapperte etliche westdeutsche Universitäten ab und fand schließlich einen Studienplatz an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main, wo ich mich für das Fach Betriebswirtschaftslehre immatrikulierte.²

Wie heute stand für Studenten in einer fremden Stadt an erster Stelle die Zimmersuche. Gleich dahinter kam in den Notjahren damals die Beschaffung von Zusatzverpflegung. Der körperliche Hunger war oft größer als der geistige trotz der zurückliegenden öden Militärzeit. Bis zur Währungsreform und dem Beginn wirtschaftlich normaler Zeiten sollten noch drei Jahre vergehen. Ich gehörte als 19-Jähriger zu den jüngsten Studenten. Viele meiner Kommilitonen waren verheiratet, hatten Kinder und mussten schnell studieren, um ihre Familie zu ernähren.

¹ KRÖNIG und MÜLLER 1990, 130. Das Buch von Krönig und Müller behandelt nur die Westdeutschen Verhältnisse. Als es fertig war, kam die Wende. Die Autoren ergänzten daraufhin ihren Bericht um das Studium in der SBZ und DDR 1945–1961: KRÖNIG und MÜLLER 1994.

² Das Universitätsarchiv verfügt erst ab Sommersemester 1949 über Studentenzahlen; damals hatten sich 824 Studenten für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften immatrikuliert, insgesamt hatte die Uni Frankfurt (ohne Gasthörer) 4265 Studenten.

Häufig arbeiteten ihre Frauen mit oder verdienten allein das Geld für die ganze Familie. Studiengebühren waren zu zahlen; eine Analogie zur amerikanischen „GI Bill“ oder zum heutigen deutschen „BAföG“ gab es nicht.

Die Frankfurter Universität befand sich damals (ohne die Medizin) so gut wie ganz in ihrem beschädigten Hauptgebäude in der Mertonstraße 17. Seine großen Flure eigneten sich vorzüglich für Anbahnung und Abschluss von Schwarzmarktgeschäften in den Vorlesungspausen. Mich interessierte nur Essbares: Butter, Speck, Rauchfleisch. Adressen bürgerlicher Etagenwohnungen, wo für Bares das Gewünschte zu haben war, wurden heimlich ausgetauscht. Den geistigen Hunger privat zu stillen, war auch schwer und teuer. Brauchbare Lehrbücher für Volks- und Betriebswirtschaftslehre gab es so gut wie nicht zu kaufen. Man musste die Vorlesungen besuchen. Es kursierten aber bald Vorlesungsskripte, sie waren eine willkommene Hilfe für die Vorbereitung auf das Examen.

Zur Semestereröffnung am 15. Mai fand in der Aula eine akademische Feier statt. Rektor Walter Hallstein hielt eine Rede über Bedeutung und Ernst des Studiums und verpflichtete anschließend jeden Einzelnen per Handschlag, sich vorbehaltlos dem Dienste an der Wahrheit zu widmen. Der Text der Verpflichtung lautete wie folgt:

Sie verpflichten sich, sich als Studenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität dem vorbehaltlosen Dienste an der Wahrheit zu widmen, d.h. zu streben, in allem die Wahrheit zu erkennen und sie zu bekennen. Sie verpflichten sich, sich stets der Verantwortung bewusst zu sein, die dies für jeden einzelnen gegenüber allen Menschen bedeutet. Sie verpflichten sich, unsere Gesetze und Vorschriften treu und gewissenhaft zu beobachten.³

³ Die Archivarin der Goethe-Universität fand im Jahr 2012 nicht mehr Hallsteins Rektoratsrede, aber den Text der Verpflichtung.

Für uns war damals die Welt noch in Ordnung. Von der „schönen postmodernen Beliebigkeit“ – angefangen bei „Nietzsches Theorem, dass es nur Interpretationen gibt, aber keine Fakten“⁴ hatten wir keine blasse Ahnung.

Betriebswirtschaftslehre (BWL) studierte man damals nach altdeutscher akademischer Sitte – also freizügig und nicht schulmäßig wie im amerikanischen College oder an deutschen Universitäten heute. Man hatte sich für das Studienfach BWL einzuschreiben,⁵ bestimmte Vorlesungen („Semesterstunden“) zu belegen und auch zu hören – theoretisch zumindest; jedenfalls musste man sich zur jeweiligen Pflichtvorlesung zu Semesterbeginn ein Antestat, zu Semesterende ein Abtestat vom Professor ins Studienbuch geben lassen. Anwesenheitskontrollen gab es selbstverständlich keine. Nach mindestens sechs Semestern⁶ meldete man sich zur Diplomprüfung in fünf Fächern im Prüfungsamt an: Allgemeine BWL, zwei spezielle BWL-Fächer – ich wählte Industrie- und Bankbetriebslehre –, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft (Zivilrecht mit Lösung eines Falles auf dem Niveau des kleinen juristischen Übungsscheins) und öffentliches Recht (dies sehr elementar). An Vorleistungen

⁴ OTT 2017.

⁵ Nach Auskunft des Archivs der Goethe-Universität vom 1. Aug. 2017 hatten sich „zum WS 1945/46 324 Studierende in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben. [...] Man rechnete für das Sommersemester mit weiteren 300 Neueinschreibungen.“ In den kleinen Hörsälen der Mertonstr.17 empfanden wir das als „Massenbetrieb“.

⁶ Die Mindestzahl von sechs Semestern galt nicht nur für wirtschaftswissenschaftliche Diplomprüfungen, sondern auch für Rechtswissenschaft und viele andere geisteswissenschaftliche Fächer. Am längsten mussten Mediziner studieren, nämlich zehn Semester.

waren vorzulegen (1.) je ein Übungsschein in Buchführung, Wirtschaftsrechnen (beide Fächer auf Berufsschulniveau) und Wirtschaftsstatistik (elementar), denen je eine zu Semesterende abgehaltene mehrstündige Klausur zugrunde lag; (2.) eine Diplomarbeit über ein ausgelostes Thema, Bearbeitungszeit ein halbes Jahr, nach dem vierten Semester zu schreiben (die Note der Diplomarbeit ging in das Diplomzeugnis ein; das Thema meiner Diplomarbeit war „Die Bedeutung der Mindestreservesätze für die Geldpolitik“⁷); und schließlich hatte man (3.) meiner Erinnerung nach ein oder zwei Seminarscheine vorzulegen. Die fünf Diplomklausuren von jeweils fünf Stunden Dauer hatte man nach dem sechsten Semester hintereinander weg innerhalb einer Woche zu schreiben; zur mündlichen Prüfung wurde zugelassen, wer mindestens in vier der fünf Klausuren die Note „ausreichend“ hatte. Das mündliche Examen, das fakultätsintern öffentlich war, wurde, auf wenige Tage verteilt, vor oder zu Beginn des siebten Semesters abgehalten. Wer nicht bestanden hatte, konnte maximal zweimal wiederholen – allerdings immer nur die gesamte Prüfung.

Die alte deutsche akademische Studienordnung gab mir reichlich Zeit, Vorlesungen in anderen Fächern zu hören, so insbesondere in Philosophie bei Gadamer, Horkhei-

⁷ Man durfte kurz nach der Auslosung der Themen mit anderen Kandidaten tauschen. Ich hatte ein betriebswirtschaftliches Thema gezogen, mein Studienkollege Werner Geck zog das oben genannte volkswirtschaftliche Thema. Er war gerne bereit, mit mir zu tauschen, denn er interessierte sich im Unterschied zu mir nicht für VWL. Keiner von uns wusste damals, was man unter „Mindestreserven“ oder „Mindestreservesätzen“ zu verstehen hatte. Ein amerikanischer Import, der erst nach der Währungsreform in Deutschland eine Rolle spielte (die Reichsbank kannte keine Mindestreservesätze).

mer, Adorno, die interessanten und sehr unterhaltsamen Einführungsvorlesungen zur Philosophie von Weinstock und zur Rechtswissenschaft von Preiser (beide lasen in der überfüllten Aula) u. a. m. Auf das rechtswissenschaftliche Examen bereitete ich mich unter Zuhilfenahme eines Repetitors vor (Kussmanns Paukkurse fanden in einem kleinen Café an der Hauptwache statt), desgleichen für das Vordiplomfach Wirtschaftsstatistik. Meine Pflichtvorlesungen besuchte ich nur sporadisch. Im Wesentlichen bereitete ich mich auf den Pflichtstoff anhand von Skripten vor, die ich mir von älteren Semestern kaufte. Mit den Examensvorbereitungen begann man im letzten halben Jahr, dann natürlich sehr intensiv und in kleinen privaten Gruppen, deren Leitung je nach Interessengebiet und Fach reihum wechselte. Ich hatte mich einer Gruppe netter junger Leute angeschlossen und war dort für alles, was irgendwie mit Theorie zu tun hatte, zuständig. Unter den Teilnehmern meiner Gruppe war Ernesto Melber – ein halber Spanier; doppelter oder dreifacher Urenkel der Tante Melber in Goethes „Dichtung und Wahrheit“.

Betriebswirtschaftslehre bestand damals aus umfangreichen Begriffssystemen, die auswendig zu lernen waren. Eine langweilige Sache. Volkswirtschaftslehre sah nicht viel anders aus, nur dass die historische Komponente hinzukam und die Stoffmasse beängstigende Ausmaße annahm. Der einzige theoretische Ansatz der Volkswirtschaftslehre bestand in der am Rande mitbehandelten Marginalanalyse, deren mathematischer Hintergrund von unseren Professoren allerdings nicht oder kaum verstanden wurde; sie mühten sich mit langen Zahlenbeispielen ab, statt auf die Anwendung der Differentialrechnung hinzuweisen. Ich hatte von hier aus am ehesten Zugang zur VWL. Ein ernsthafteres Interesse daran weckte bei

mir Heinz Saueremann in seinen Seminaren; seine Vorlesungen waren miserabel; dessen ungeachtet ging aus seinem Schülerkreis der bisher einzige spätere deutsche Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften hervor: Reinhard Selten. Was mich faszinierte war seine zutreffende Prognose, wie sich unser Leben nach der Währungsreform gestalten werde, vor allem seine Prognose der ersten Jahre des westdeutschen Wirtschaftswunders.

Bis zur Währungsreform im Juni 1948 gab es kaum Heizmaterial, weshalb Hörsäle und Bibliotheken im Winter nicht geheizt wurden. Es mangelte an Lebensmitteln, sodass die Zuteilungen reduziert wurden. Anfangs wurde in der Knappheit auch ein Mittel gesehen, die Deutschen kollektiv zu bestrafen, ein Gedanke, von dem man sich nach Beginn des Kalten Krieges 1946 zum Glück wieder verabschiedete.⁸ In der amerikanischen Zone war die Kalorienmenge damals von 1550 auf 1275 herabgesetzt worden, in der britischen und französischen Zone sah es noch schlechter aus. Die Brotration betrug für sechs Wochen 9600g Brot (also 230g Brot pro Tag). Dazu gab es 250g Butter (ca. 6,5g pro Tag), 100g Margarine (ca. 2g pro Tag) und 50g Öl (knapp 1g pro Tag).

⁸ Siehe dazu <http://deacademic.com/dic.nsf/dewiki/672679>, 6.2. 2018: „JCS 1067 [von Anfang 1945] war das wichtigste politische Dokument, das Elemente der Kollektivschuld und der kollektiven Bestrafung enthält. Als Teil der Bestrafungsphilosophie des JCS 1067 wurde US-Truppen die Bereitstellung von Hilfe, insbesondere von Nahrungsmitteln an hungrige Deutsche verboten. Amerikanische Haushalte im besetzten Deutschland wurden angewiesen, deutschen Hausangestellten keine Speisereste zu überlassen; alle überschüssigen Lebensmittel mussten vernichtet oder ungenießbar gemacht werden. [...] bis 5. Juni 1946 war es auch der Cooperative for American Remittances for Europe (CARE) verboten, CARE-Pakete nach Deutschland zu schicken.“

Laut Ernährungstabelle beläuft sich der durchschnittlich tägliche Kalorienbedarf (bei geringer Bewegung) eines Erwachsenen meiner Größe auf 1715 Kalorien.⁹ Außerdem kommt es auf die Zusammensetzung der Ernährung an, darunter insbesondere den Eiweißanteil. Unter Studenten erlebte ich immerhin keine Fälle von Hungerödemen oder Bauchwassersucht. Dagegen war Tuberkulose ein häufiges Gesprächsthema. Es fanden jedes Semester Röntgenreihen-Untersuchungen statt. Einmal bekam auch ich jenen „blauen Brief.“ Wie die Kontrolluntersuchung ergab, hatte ich einen abgekapselten Primärfekt erwischt – ein bleibendes Andenken. Obgleich ich fast immer Hunger hatte, fühlte ich mich durchgehend fit, wurde nie ernsthaft krank, trotz ungeheizter Räume bei schwerem Frost. Mein „Body Mass Index“ lag, im Rückblick kalkuliert, im normalen Bereich. Junge Menschen um die zwanzig scheinen viel auszuhalten.

Das Überschreiten der Ost-West-Zonengrenzen war zunächst nur illegal möglich. Ich reiste also Weihnachten 1945 illegal in die Britische Zone ein und besuchte von der Amerikanischen Zone aus ebenfalls illegal meine Eltern in den Semesterfreien von 1946. Hin- und Rückreise verliefen sehr abenteuerlich. Wie ich erst sehr viel später erfuhr, war die Sache nicht ganz ungefährlich. Denn unter den knapp 1000 Professoren und Studenten, die in der SBZ verhaftet und länger als drei Monate gefangen gehalten wurden (davon starben 43 in der Haft)¹⁰, befanden sich eine Reihe junger Leute, die wie ich in Westdeutschland studierten und nur

⁹ <http://www.clunes.de/etp/daten/etp-24.htm>, 5.2.2018.

¹⁰ *Dokumentation des Terrors. Namen und Schicksale der seit 1945 in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands verhafteten und verschleppten Professoren und Studenten*, hg. v. Verband Deutscher Studentenschaften, 5. Aufl., Berlin 1962.

gelegentlich in die Sowjetzone bzw. DDR kamen, um ihre Eltern zu besuchen. Nach Einführung des Interzonenpasses waren offizielle Besuchsreisen von „West-Studenten“ möglich. Wir benötigten eine örtlich beschränkte Aufenthaltsgenehmigung. Ich hatte mich mit den Dokumenten auf dem Polizeipräsidium Leipzig an- und abzumelden, desgleichen beim „Hausbeauftragten“ meiner Eltern.

Da ich nach bestandenen Diplomexamen (21. Mai 1949) – aus Statusgründen, nicht aus wissenschaftlichem Interesse – promovieren wollte, war es für mich klar, Saueremann zu bitten, mich als Doktoranden anzunehmen und zwar, mangels Stipendien oder freier Assistentenstellen, als freien Doktoranden. Mein Vater war bereit, mir noch eine Weile finanziell unter die Arme zu greifen. Saueremann gab mir ein Thema zur Bearbeitung – packte seine Koffer und entschwand zu einem einjährigen Gastaufenthalt an der *University of Chicago*. Weder Saueremanns einziger Assistent Dr. Kasten noch der sehr kluge und belehene Finanzwissenschaftler Professor Fritz Neumark konnten mir weiterhelfen. Ich durchackerte die Literatur, kam aber im ersten Jahr kaum weiter. Mein um etliche Jahre älterer Studienkollege Karl Häuser riet mir, mich nach einem anderen Thema umzusehen. Aber mein Doktorvater war weit weg, und auf dem Postwege wollte ich nicht über einen Themenwechsel mit ihm verhandeln. Also blieb ich dabei – sehr zu meinem Glück.

Das vertrackte Thema lautete: „Die Verteilung der Nettoinvestitionen auf die Konsumgüter- und Produktionsmittel-Industrie“. Vertrackt an dem Thema war, dass eine fein säuberliche Trennung zwischen Konsumgüter- und Produktionsmittel-Industrie praktisch nicht möglich ist. Viele Güter (zum Beispiel Personenkraftwagen) werden als Konsumgüter wie auch als Produktionsmittel benutzt.

Das Thema ließ sich nach dem damaligen Stand der Literatur¹¹ allenfalls theoretisch behandeln, was ganz nach meinem Geschmack war. Nur wie? Die Fragestellung bezog sich auf die Produktionsstufen-Theorie von Spiethoff, die ich versuchsweise mit dem von J.M. Clark behandelten Akzelerationsprinzip verknüpfte.¹² Der Schlüsselgedanke meiner Arbeit basierte auf der einfachen aber bislang unbeachteten Tatsache, dass neue Maschinen nur eine begrenzte Lebensdauer haben, wobei die volle Auslastung z.B. einer zusätzlichen Coca-Cola-Abfüllmaschine verlangt, dass der Verbrauch auch in den nächsten Jahren mindestens so hoch ist wie heute. Es gibt aber auch Maschinen, die Abfüllmaschinen herstellen. Eine neu angeschaffte Maschine auf dieser höheren Stufe verlangt, dass die Nachfrage nach Abfüllmaschinen für einige Zeit auf dem neuen, höheren Niveau bleibt, was voraussetzt, dass die Nachfrage nach Cola in den folgenden Jahren steigt. Mit dieser Überlegung im Kopf ging ich eines Tages im Frühjahr 1950 im Graf Solms'schen Park in Frankfurt-Rödelheim spazieren, setzte mich auf eine Bank und malte mir mit einem Zweig die rechnerischen Konsequenzen dieses Gedankens in den Sand.

Die Überlegung läuft so: Nehmen wir zwei Industrietypen an, eine reine Produktionsmittel-Industrie, die nichts anderes als Produktionsmittel herstellt, und eine reine Konsumgüter-Industrie. Die Produktionsmittelindustrie (PI) ist in drei klar getrennte Produktionsstufen unterteilt: Rohstahlerzeugung (Hochöfen), Werkzeugmaschinenherstellung und Herstellung von Coca-Cola-Abfüllmaschinen.

¹¹ Die Input-Output Analyse von Leontief war noch unbekannt, jedenfalls in Deutschland. Sie erschien im Druck erst 1953.

¹² SPIETHOFF 1925, 24; CLARK 1923.